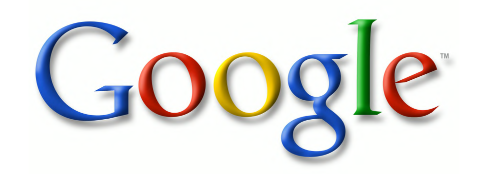



838
G6
F20
E573
B 969,787

# Die Vegetarische Weltanschauung in Goethes Faust.

## Vortrag

gehalten am 22. Januar 1883 im Musiksaale der Königlichen Universität zu Breslau

von

**Max Engelmann.**



**Breslau, 1883.**
Verlag von Hugo Langmann
(Nicolaistrasse 64).

Werfen wir einen Blick auf das Leben und Treiben der Vergangenheit und Gegenwart, so können wir uns des Eindruckes nicht erwehren, dass überall, wo die sogenannte Cultur und Civilisation in ihrer höchsten Blüthe steht, der Kampf ums Dasein am grössten ist, da mit der angeblichen Verfeinerung der Sitten und Verweichlichung der Gewohnheiten sich die Bedürfnisse mehren und auf's Höchste steigern. Zwar giebt es eine geringe Minorität Sterblicher, welche sich in der Lage befindet, auf Kosten der grossen Masse von Ueberfluss umgeben nur ihrem Vergnügen leben zu können und nie den Mangel an materiellen Gütern empfindet — Tausende, welchen es gelingt, sich das zu ihrer Existenz Nöthige durch erfolgreiche Arbeit zu erschwingen; doch der Wechsel des Schicksals, Krankheit und eine namentlich dem civilisirten Menschen angeborne Unzufriedenheit lassen sie nie dazu gelangen, sich auf die Dauer aus vollstem Herzen ihres Lebens zu freuen; dazu kommt noch die bei weitem grösste Zahl Derer, welche mindestens an Dem Mangel leidet, was das allgemeine Vorurtheil für unbedingt nothwendig hält. Schon viele Geister haben über diesen Uebelstand nachgedacht; die Frage, wie ihm und ob ihm abzuhelfen sei, hat unzählige Meinungsverschiedenheiten, hat

heftige Fehden, blutige Kriege und Revolutionen hervorgerufen. Dem Despotismus hat die constitutionelle Monarchie, diese der Republik oder gar der Pöbelherrschaft weichen müssen und doch ist im Wesentlichen Alles beim Alten geblieben, ja, die Calamitäten haben sich noch vermehrt und gesteigert. — Da beginnt man nach vielen Irrfahrten und vergeblichen Versuchen namentlich in letzter Zeit eine Idee an das Tageslicht zu ziehen, welche wohl schon Jahrtausende alt, so einfach wie das Ei des Columbus, so unumstösslich wie das Einmaleins ist und darin besteht, alle Lebensbedürfnisse auf das natürliche Maass zu beschränken, statt an dem Ueberfluss Anderer theilnehmen zu wollen. Schon Viele werden mehr oder weniger von dieser Idee gehört haben und sich vielleicht mitleidig lächelnd eines Rousseau und anderer Schwärmer erinnern; ist doch dieser Gedanke, so folgerichtig er dem Unbefangenen erscheint, zu frappirend einfach, als dass er den, der die Lösung aller Räthsel gern in weiter Ferne sucht, nicht unbedingt verwirren müsste; denn der Mensch ist im grossen Ganzen der Gewohnheit als seiner zweiten Natur unterworfen. Zunächst macht sich dieselbe in Handlung und Lebensweise geltend, und wird er immer bemüht sein, mit letzterer sein Sinnen und Denken in Einklang zu bringen, um sie gleichsam zu rechtfertigen. Vorerwähnte Idee aber würde alles Herkömmliche umstürzen und im Tiefsten erschüttern, das erkennt Jeder auf den ersten Blick, und da Niemand (wie man sich gewöhnlich ausdrückt) Lust hat, zu darben, zu verhungern und ohne Kleidung umherzulaufen, so denkt die Mehrzahl Derer, welche von dergleichen Theorieen hört, gar nicht über dieselben nach, sondern erklärt sie mit höhnischer, satyrischer oder auch zorniger Geberde für unsinnig, überspannt und lächerich. — Und doch ist diese Idee, nach Denen, welche

ihre praktische Verwirklichung durchzuführen bemüht sind, Vegetarismus genannt, die einzig mögliche Lösung der socialen Frage. — Bei dieser Behauptung, welche neuerdings schon von vielen hervorragenden Personen aufgestellt und in jeder Beziehung schlagend bewiesen wurde (wenn man nur nicht für diese Beweise blind und taub zu sein beliebte), wird sich auch hier Mancher eines ironischen Lächelns nicht erwehren können, zumal das vegetarische Princip gewöhnlich und zwar häufig von Vegetariern selbst, sehr einseitig als blosse Ernährungstheorie aufgefasst und oberflächlich als Magenfrage behandelt wird. Zur vegetarischen Lebensweise gehört mehr als nur von Pflanzenkost leben; sie ist die Grundlage einer bedeutungsvollen Weltanschauung, die sich gegenwärtig aller Orten siegreich Bahn bricht, indem sie sowohl überschwänglichen Idealismus wie rohen Materialismus, die ja beide oft wunderbar vereint in einem Individuum sich kund geben, bekämpft. Namentlich der rohe Materialismus ist wohl der gefährlichste Gegner des Vegetarismus. Ein jeder in den althergebrachten, ererbten Anschauungen und Gewohnheiten Aufgewachsene wird in den meisten Fällen, falls er mit ernster Miene des Vegetarismus gedenkt, entsetzt zurückschrecken vor dieser Idee. — »Du sollst entbehren!« — das ist noch die gelindeste Mahnung, mit der er sich selbst warnt, wenn er nicht gar wähnt, dass er bei dieser Lebensweise langsam verhungern und verkommen muss, da sie ihm weder geistige noch körperliche Kraft zu erhalten im Stande sei und es mindestens Thorheit wäre, Lebensgewohnheiten zu entsagen, die viele Natur- wie Culturvölker im Wesentlichen schon seit Urzeiten geführt haben. — Von anderer Seite werden wir belehrt, dass Thiere wie Pflanzen einer Materie entsprossen, aus einer Urzelle hervorgegangen sind, dass alles organische

Leben nur auf fortwährender Metamorphose beruhe und im Wesentlichen dasselbe sei. Von einem Morde des Thieres könne also gar nicht die Rede sein, wenn man nicht zugeben wolle, dass man sich an der Pflanze desselben Vergehens schuldig mache. — Dass die vegetarische Lebensweise gesünder sei, bestreitet man einfach und ihre ästhetische und ethische Seite zählt man zu den Begriffssachen. Nun, wer sich über alle die Vortheile der vegetarischen Lebensweise, über ihr innerstes Wesen und die vielen Gründe und Ursachen ernstlich informiren will, aus welchen zahlreiche Omnivoren sich jährlich in immer zunehmender Menge derselben unterwerfen, der lese aufmerksam die Schriften von Graham, Hahn, Baltzer und andern freidenkenden Männern und er wird dem vegetarischen Princip mindestens Achtung und Anerkennung zollen, wenn ihn auch die Allmacht alter Gewohnheiten hindert, dasselbe praktisch durchzuführen.

Meine Aufgabe ist, die vegetarische Weltanschauung vom philosophischen Standpunkte aus zu betrachten. — Beobachten wir den Menschen als individuelles Wesen, umgeben von der gesammten organischen und unorganischen Welt, so wird es dem Blicke des Forschers nicht entgehen, dass dieselbe immer einen mehr oder minder grossen, sich in verschiedener Weise kundgebenden Einfluss auf ihn ausübt und einen Reflex in ihm zurücklässt, der ihn, durch die Sinne empfangen und geleitet, zum Fühlen und Denken veranlasst. Er wird sich der Aussenwelt auf irgend eine Art bewusst und kann ihn demnach etwas schmerzlich berühren, seinen Abscheu erregen oder auch gleichgültig stimmen, während er andererseits sich freudig hingerissen und begeistert fühlt, wenn nicht zuweilen nachhaltig und im tiefsten befriedigt. Während erstere Empfindungen ihn in sehr beklagenswerthen

Zustand versetzen, machen ihm letztere das Leben angenehm und können wir sie wohl unter dem Gesammtbegriff »Genuss« zusammenfassen. Dass es in der Natur eines jeden Wesens und auch des Menschen liegt, alles Unangenehme möglichst von sich fern zu halten, selbst auf die Gefahr hin, es Andern aufbürden zu müssen, kann nicht befremden, denn jedes Individuum ist bis zu einem gewissen Grade egoistisch und muss es sein, wenn es im Kampf um's Dasein nicht frühzeitig unterliegen soll. Ja, dieser Krieg, in welchem alle Wesen, obgleich von einem Gesetze regiert, bis zu gewissem Grade eignem Willen folgend, einander befehden, erzeugt erst jene bunte Fülle des Lebens, welche uns vielleicht an heitern Frühlingstagen so lieblich anmuthet. Allerdings stört wohl der Kampf um's Dasein die Harmonie in der Natur weniger als im Leben der Völker, wo er den unbetheiligten Zuschauer oft mit Entsetzen erfüllt und mannigfache Befürchtungen in ihm erweckt. — Doch mag auch der Einzelne, wie die grosse Menge in der Regel nicht im Entferntesten zum ersehnten Ziele gelangen, stets und in jedenfalls um so höherem Maasse bleibt das Streben nach Genuss die Loosung, und können auch wir Vegetarier, dem Wesen unserer Natur folgend, keinen bessern und höhern Zweck des Lebens anerkennen, als dasselbe mit allen Fasern unseres Seins bis zum letzten Athemzuge nach Kräften zu geniessen, umsomehr, als wir grösstentheils an ein individuelles Fortleben nach dem Tode nicht glauben. Ewige Seligkeit zu erringen, liegt uns fern, da wir uns von derselben keine Vorstellung machen können und uns der Gedanke an Nichtsein dieselbe Befriedigung gewährt. Die Erde in ihrer Mannigfaltigkeit genügt uns, die uns umgebende Natur ist unser Paradies, denn wir verstehen ihre Sprache und

unterwerfen uns freudig ihren einfachen Gesetzen. Was sich über unserem Horizonte befindet, reizt uns wohl zum Nachdenken und erweckt in hohem Grade unser Interesse, aber nur zu tief erkennend, dass wir nie das Ende aller Dinge erforschen, ehren wir Das, was Andere Weltall oder Gott nennen, schweigend als das ewige Räthsel; im Uebrigen lassen wir in Allem nur die Einheit gelten und betrachten Gott und Welt, Geist und Körper, Kraft und Stoff als unzertrennlich.

Dem Menschen wird das Wesen des Universums ewig unergründlich bleiben, und muss ihm daher der Zweck seines eigenen Daseins das nächstliegendste und grösste Räthsel sein. Wir können, wenn wir über dieses Thema ernstlich nachsinnen, vorläufig zu keinem andern Schlusse gelangen, als dass wir eben leben, um zu sterben, dass wir ein auf kurze Zeit und bis zu einem gewissen Grade emancipirter Theil des grossen Ganzen sind, ein Individuum. Mögen wir es nun für einen Zwang halten, der unsere einander fest verbundenen Atome vom Allgemeinen trennt, oder für eine Freiheit, die denselben gestattet, sich in corpore nach eignem Gutdünken zu bewegen, — genug, wir müssen trachten, uns das Leben möglichst angenehm zu machen und wäre es auch ein Kerker; das gebietet uns mindestens die Vernunft! — »Wer lebt, soll auch geniessen!« — Da wäre ich wieder beim Thema angelangt! — Doch diese Ermahnung an und für sich ist sehr überflüssig, denn jeder Mensch, mag er selbst einer Religion und Weltanschauung huldigen, die ihm gerade das Gegentheil predigt, folgt wider Willen diesem Rufe. Alles drängt nach Genuss und zwar Jeder nach seiner Art; aber die Wenigsten finden Befriedigung in ihm, denn:

Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht! — (Schiller)

Soll der Mensch also zum Ziele gelangen, müsste er sich einem Genusse hingeben, der ihm möglichst dauernde Freuden bietet; er müsste dem hohen Uraniden gleich Sinnenglück und Seelenfrieden in sich zu vereinigen streben. — — Sollte dies auch nur im Entferntesten möglich sein? wird Mancher fragen — —

„Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl!"

behauptet Schiller; Göthe jedoch, dessen Reflexionsgabe weiter zu reichen scheint, macht uns mehr Hoffnung und zwar in einer seiner erhabensten und gewaltigsten Dichtungen, dem Faust. Dies zu beweisen und klar zu legen, bin ich allerdings genöthigt, die ganze Dichtung in ihren Grundzügen theils beschreibend, theils im Dialog wiederzugeben:

Wir sitzen im Theater, der Regisseur hat das Zeichen gegeben, der Vorhang schwebt empor und wir erblicken voll Spannung und Erwartung die Bretter, welche die Welt bedeuten, diesmal ein enges, hochgewölbtes Zimmer im gothischen Style darstellend. Es ist Nacht — und am nur spärlich erhellten Pulte, in sich versunken, auf alterthümlichem Sessel ruht Faust, der Mensch voll edlen Strebens und bitterster Enttäuschung, welcher unablässig bemüht ist, Sinnenglück und Seelenfrieden zu vermählen und doch erst auf ein ganzes Leben voll zahlreicher Verirrungen zurückblicken muss, ehe er im Stande ist, das Loosungswort auszusprechen; — doch lassen wir ihn reden:

Faust: Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medicin
Und leider! auch Theologie
Durchaus studirt mit heissem Bemüh'n.
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug, als wie zuvor;

Heisse Magister, heisse Doctor gar
Und ziehe schon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum —
Und sehe, dass wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich gescheidter als alle die Laffen,
Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —
Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen,
Bilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt;
Es möchte kein Hund so länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch' Geheimniss würde kund,
Dass ich nicht mehr mit saurem Schweiss
Zu sagen brauche, was ich nicht weiss,
Dass ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.
O, säh'st du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Die ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht:
Dann über Büchern und Papier,
Trübsel'ger Freund, erschienst du mir! —
Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöh'n
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen,

In deinem Thau gesund mich baden! —
Weh' steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes dumpfes Mauerloch!
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht!
Beschränkt mit diesem Bücherhauf',
Den Würmer nagen, Staub bedeckt,
Den, bis an's hohe Gewölb' hinauf
Ein angeraucht Papier umsteckt;
Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,
Mit Instrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein gestopft —
Das ist Deine Welt! das heisst eine Welt!
Und fragst du noch, warum das Herz
Sich bang in deinem Busen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp' und Todtenbein. —
Flieh'! Auf! Hinaus auf's weite Land!
Und dies geheimnissvolle Buch,
Von Nostradamus eigner Hand,
Ist dir es nicht Geleit genug?
Erkennest dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist.

— — — —

Er schlägt das Buch auf, erblickt das Zeichen des Makrokosmus und weidet sich in Gedanken an dem erhabenen Schauspiel, das ihm das harmonische Leben und Weben des Weltalls bereitet. Doch da er sich vergeblich bemüht, das Wesen der Unendlichkeit zu fassen, so blättert er unwillig weiter und gelangt zum Zeichen des Erdgeistes, dem er sich

näher und verwandter fühlt. Doch auch dieser ist ihm, obwohl nur ein Glied des grossen Ganzen, noch überlegen und nimmt ihm seinen schönen Wahn, indem er ihm zuruft:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!
Faust (zusammenstürzend): Nicht dir?
Wem denn?
Ich, Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir?

Es klopft. — Wagner, der einseitige Pedant und bequeme Gewohnheitsmensch, tritt ein in Schlafrock und Nachtmütze, eine Lampe in der Hand.

Wagner: Verzeiht', ich hör' euch declamiren;
Ihr las't gewiss ein griechisch Trauerspiel?
In dieser Kunst möcht' ich was profitiren,
Denn heut zu Tage wirkt das viel.
Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.
Faust: Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.
Wagner: Ach! Wenn man so in sein Museum gebannt ist,
Und sieht die Welt kaum einen Feiertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie soll man sie durch Ueberredung leiten?
Faust: Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
— — — — —
Wagner: Allein der Vortrag macht des Redners Glück:
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück.
Faust: Such' er den redlichen Gewinn!
Sei Er kein schellenlauter Thor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;

Und wenn's Euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nöthig, Worten nachzujagen?

Wagner: Ach Gott! die Kunst ist lang,
Und kurz ist unser Leben.
Mir wird bei meinem kritischen Bestreben
Doch oft um Kopf und Busen bang'.
Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muss wohl ein armer Teufel sterben.

Faust: Das Pergament, ist das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Wagner: Verzeiht! es ist ein gross Ergötzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Faust: O, ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln;
Was ihr den Geist der Zeiten heisst,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Wagner: Allein die Welt! des Menschen Herz und Geist!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Faust: Ja, was man so erkennen heisst!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Ich bitt' euch, Freund, es ist tief in der Nacht,
Wir müssen's diesmal unterbrechen.

Wagner: Ich hätte gern nur immer fortgewacht,
Um so gelehrt mit Euch mich zu besprechen.

Doch morgen, als am ersten Ostertage,
Erlaubt mir ein' und andre Frage.
Mit Eifer hab' ich mich der Studien beflissen;
Zwar weiss ich viel, doch möcht' ich Alles wissen.
(er entfernt sich)

Faust: (allein) Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der fort und fort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet! —
Darf eine Menschenstimme hier,
Wo Geisterfülle mich umgab, ertönen?
Doch ach! für diesmal dank ich dir,
Dem ärmlichsten von allen Erdensöhnen. —

— — — —

Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt,
Den, wie er sich im Staube nährend lebt,
Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt.
Ist es nicht Staub, was diese hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verenget,
Der Trödel, der mit tausendfachem Tand
In dieser Mottenwelt sich dränget?
Hier soll ich finden, was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Dass überall die Menschen sich gequält,
Dass hie und da ein Glücklicher gewesen? —

— — — —

Er sieht finster brütend vor sich hin, verdriesslich Instrumente und Geräthe musternd, plötzlich haften seine Blicke auf einer Giftphiole, deren Inhalt er einst selbst bereitet, und rasch entschlossen setzt er in einem Anflug von wahnsinniger Begeisterung, das Gift in eine Schaale leerend, diese an die Lippen. Da fällt im letzten Augenblick der erste Strahl der Morgenröthe durch's Fenster, feierlich dröhnend erklingen die Osterglocken, verheissungsvoll dringen von fern die Auf-

erstehungschöre frommer Christen herüber, und im tiefsten erschüttert, von widerstreitenden Gefühlen überwältigt, siegt endlich in seinem Innern die Erinnerung an jene Zeit, da auch ihm diese Klänge noch melodische Vorboten einer fröhlichen Feier waren, Thränen kindlicher Rührung im Auge, lässt er die Schale sinken und giebt sich der Erde zurück.

Doch die Zeit rollt; wir sehen Faust am Nachmittag des ersten Ostertages mit seinem Famulus Wagner sich vor dem Thore ergehen, von einer fröhlichen Volksmenge umgeben. Auch Faust scheint die trüben Gedanken, welche ihn in letzter Nacht beherrschten, etwas vergessen zu haben und sich hier im Kreise sonntäglicher Freuden wohlzufühlen, denn heiter bemerkt er unter Anderem zu Wagner:

— — — —

Ich höre schon des Dorfs Getümmel;
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Gross und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

Wagner entgegnet ihm darauf trocken:

Mit Euch, Herr Doctor, zu spazieren,
Ist ehrenvoll und bringt Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich herverlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben
Ist mir ein gar verhasster Klang;
Sie toben wie vom bösen Geist getrieben
Und nennen's Freude, nennen's Gesang. —

Ein Bauer tritt heran und neigt sich ehrerbietig vor Faust, seine sowohl, als auch seines verstorbenen Vaters hohe Gelehrsamkeit und Aufopferung als Arzt preisend. Wagner, dem dies zu imponiren scheint, äussert gegen Faust:

Welch ein Gefühl musst Du, o grosser Mann,
Bei der Verehrung dieser Menge haben!

Ó, glücklich, wer von seinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann.

— — — —

Faust: O, könntest Du in meinem Innern lesen,
Wie wenig Vater und Sohn
Solch eines Ruhmes werth gewesen.
Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise,
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise
Mit grillenhafter Mühe sann,
Der in Gesellschaft von Adepten,
Sich in die schwarze Küche schloss,
Und nach unendlichen Recepten
Das Widrige zusammengoss.

— — — —

So haben wir mit höllischen Latwergen,
In diesen Thälern, diesen Bergen,
Weit schlimmer als die Pest getobt.
Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben;
Sie welkten hin, ich muss erleben,
Dass man die frechen Mörder lobt.

Wagner sucht ihn zu beruhigen, Faust jedoch wiegt wehmüthig das Haupt:

O, glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen!
Was man nicht weiss, das eben brauchte man,
Und was man weiss, kann man nicht brauchen.

— — — —

Doch lass uns dieser Stunde schönes Gut
Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern!
Betrachte, wie in Abendsonne-Gluth
Die grünumgeb'nen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O, dass kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben.

— — — —

Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Dass sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seeen
Der Kranich nach der Heimath strebt.

Wagner: Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden,
Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.
Man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt,
Des Vogels Fittig werd' ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geistesfreuden
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!

— — — —

Faust: Du bist dir nur des einen Triebs bewusst;
O, lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen. —

— — — —

Auf sein Studirzimmer zurückgekehrt, beschäftigt sich Faust damit, die Bibel zu übersetzen und versucht, sich wiederum in die Tiefen unergründlicher und unfassbarer Begriffe zu versenken. Doch endlich fest überzeugt, dass er es auf diesem Wege nie zu einem Resultat bringen wird und die Wissenschaft nur beschränkteren Geistern einigermassen genügen könne, beschliesst er, sich von jetzt ab sinnlichen und materiellen Genüssen hinzugeben. — —

Die keine Schranken anerkennende, zu masslosem Be-

gehren drängende Versuchung, tritt in Gestalt des Mephisto personificirt an seine Seite. Nach einem längeren geistigen Ringen der edlen Natur Fausts, welche auch ferner immer wieder zum Durchbruch kommt, mit der ironischen, verneinenden Gestalt Mephistos, rathet ihm letzterer, seinem Beispiel zu folgen und gleichfalls das glänzende und flotte Gewand eines edlen Junkers anzulegen, mit ihm fortzustürmen zu ungeahnten Genüssen. Faust, der noch nicht recht entschlossen ist, bemerkt ihm:

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdenlebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu sein.
Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den unser ganzes Leben lang,
Uns heisser jede Stunde singt.

— — — —

Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhasst.

Mephisto: Und doch ist nie der Tod ein ganz willkomm'ner Gast.

Faust: O selig der, dem er im Siegesglanze
Die blut'gen Lorbeern um die Schläfe windet,
Den er, nach rasch durchrastem Tanze
In eines Mädchens Arme findet!
O, wär' ich vor des hohen Geistes Kraft
Entzückt, entseelt dahin gesunken!

Mephisto: Und doch hat Jemand einen braunen Saft
In jener Nacht nicht ausgetrunken.

Faust: Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein süss bekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle

Mit Anklang froher Zeit betrog;
So fluch' ich allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt! —

— — — —

Mephisto: Hör' auf mit deinem Gram zu spielen,
Der wie ein Geier dir am Leben frisst!
Die schlechteste Gesellschaft lässt dich fühlen,
Dass du ein Mensch mit Menschen bist.
Doch so ist's nicht gemeint,
Dich unter das Pack zu stossen.
Ich bin keiner von den Grossen;
Doch willst du, mit mir vereint,
Deine Schritte durch's Leben nehmen,
So will ich mich gern bequemen,
Dein zu sein, auf der Stelle.
Ich bin dein Geselle
Und mach' ich dir's recht,
Bin ich dein Diener, bin dein Knecht!
Faust: Und was soll ich dagegen dir erfüllen?
Mephisto: Dazu hast du noch lange Frist.
Faust: Nein, nein! Der Teufel ist ein Egoist
Und thut nicht leicht um Gottes willen,
Was einem andern nützlich ist.
Sprich die Bedingung deutlich aus!
Ein solcher Diener bringt Gefahr in's Haus.
Mephisto: Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So sollst du mir das Gleiche thun.
Faust: Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägst du erst diese Welt in Trümmern,
Die andre mag darnach entstehn.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,

Dann mag, was will und kann, gescheh'n.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig hasst und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten giebt.

Mephisto: In diesem Sinne kannst du's wagen.
Verbinde dich! Du sollst in diesen Tagen
Mit Freuden meine Künste seh'n.
Ich gebe dir, was noch kein Mensch geseh'n.

Faust: Was willst du armer Teufel geben?
Ward eines Menschen Geist in seinem hohen Streben
Von deines Gleichen je gefasst? —

— — — —

Zeig' mir die Frucht, die fault, eh' man sie bricht,
Und Bäume, die sich täglich neu begrünen!

Mephisto: Ein solcher Auftrag schreckt mich nicht,
Mit solchen Schätzen kann ich dienen.
Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Gut's in Ruhe schmausen mögen.

Faust: Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Dass ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit **Genuss betrügen:**
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephisto: Topp!

Faust: Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön! —
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag steh'n, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

Hier sind wir bei dem psychologischen Wendepunkt und Kern der ganzen Dichtung angelangt. Seitherigem erfolglosen Streben entsagend, sucht Faust im Rauschen der Zeit, im Rollen der Begebenheit sein tiefes Weh zu betäuben, an einem wahrhaften materiellen Genuss ebenfalls zweifelnd, was er in folgenden Worten gegen Mephisto ausspricht:

Faust: . . . . . von Freud' ist nicht die Rede,
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuss,
Verliebtem Hass, erquickendem Verdruss.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschliessen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst geniessen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh' auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Faust wendet sich bald darauf und Mephisto charakterisirt ihn folgendermassen:

Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.
Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutendheit.
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erfleh'n;
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müsste doch zu Grunde geh'n. —

Zunächst finden wir Faust und Mephisto in Auerbachs Keller, an der Stätte rohester Genusssucht, wieder. Faust jedoch, dem es trotz aller Vorsätze, sich dem Taumel hin-

zugeben, hier nicht gefallen will bei den rohen Gesellen, hat bald wieder Lust, abzufahren, und so wendet sich Mephisto mit ihm zur Hexenküche, im Gegensatz zur vorigen die Stätte geistiger Verkommenheit. Doch Faust widersteht das tolle Zauberwesen anfangs gleichfalls.

Versprichst du mir, ich soll genesen
In diesem Wust von Raserei?

frägt er Mephisto.

Verlang' ich Rath von einem alten Weibe?
Und schafft die Sudelköcherei
Wohl dreissig Jahre mir vom Leibe?
Weh' mir, wenn du nichts Bess'res weisst!
Schon ist die Hoffnung mir geschwunden.
Hat die Natur und hat ein edler Geist
Nicht irgend einen Balsam aufgefunden?
Mephisto: Mein Freund, nun sprichst du wieder klug!
Dich zu verjüngen, giebt's auch ein natürlich Mittel;
Allein es steht in einem andern Buch
Und ist ein wunderlich Capitel.
Faust: Ich will es wissen.
Mephisto: Gut! Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei zu haben!
Begieb dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beschränkten Kreise,
Ernähre dich mit ungemischter Speise,
Leb' mit dem Vieh als Vieh und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du erntest, selbst zu düngen;
Das ist das beste Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen!
Faust: Das bin ich nicht gewöhnt; ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen.
Das enge Leben steht mir gar nicht an.
Mephisto: So muss denn doch die Hexe dran.

Nachdem Faust den künstlichen und gewaltsam wirkenden Trank der Hexe zu sich genommen hat, regen sich stürmisch alle Triebe der Genusssucht in ihm. Zunächst drängt es ihn, sich zu verlieben, und zwar hat er Gretchen, das schlichte Bürgerkind, auserkoren, ihm die Zeit zu vertreiben. Mephisto, sein steter Begleiter, hilft ihm hier und auch ferner alle Schwierigkeiten überwinden. Selige Augenblicke und Stunden, in denen die edle Natur Fausts hell neben dem zu allen Schlechtigkeiten fähigen Charakter Mephistos leuchtet, wechseln mit trüben Tagen und Momenten düsterer Zweifel und Selbstanklagen. Eine der schönsten Scenen ist wohl die, in welcher Gretchen Faust besorgt fragt, ob er an Gott glaube, worauf er in unübertrefflicher Weise ihr folgendermassen antwortet:

Mein Liebchen, wer darf sagen:
Ich glaub' an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Ueber den Frager zu sein.

Margarete: So glaubst du nicht?

Faust: Misshör' mich nicht, du holdes Angesicht:
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Fasst und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blickend

Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniss
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll davon dein Herz, so gross es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Doch Fausts Verhängniss zieht auch das Gretchens unaufhaltsam nach sich und bereitet ihr einen frühen Untergang. Wir sehen sie zuletzt als Kindesmörderin zum Tode durch Henkershand verurtheilt, wahnsinnig im Kerker liegen. Ihre Mutter ist an einem zu stark wirkenden Schlaftrunk gestorben, den sie ihr auf Fausts Wunsch beigebracht hat, und ihr einziger Bruder wurde, als er, der Schwester Schande zu rächen, sich mit Faust in Kampf einliess, von diesem mit Mephistos Hilfe tödtlich verwundet. Faust, welcher zur Nachtzeit in den Kerker tritt, Gretchen zu befreien und mit sich zu führen, steht vor Entsetzen bleich, im Tiefsten erschüttert und bringt nur wenige ohnmächtige Worte hervor. Sein Bemühen ist vergeblich, Mephisto zieht ihn endlich hinweg, und Gretchen bleibt, ihrem Geschick überlassen, zurück. Schon ehe Faust Kunde erhielt, dass die Geliebte durch seine Schuld als Verbrecherin im Kerker schmachte, war er bemüht gewesen, das Leben in seiner wildesten, abenteuerlichsten Gestalt kennen zu lernen, was seine Fahrt nach dem Blocksberg zur Feier der Walpurgisnacht sym-

bolisch darstellt. Jetzt, da sich zu seinen früheren Leiden noch schweres Schuldbewusstsein gesellt, drängt es ihn umsomehr nach Zerstreuung, das Mahnen seiner edleren Gefühle zu betäuben. Ein buntes, an tollen Erlebnissen reiches Treiben beginnt, zuerst am Hofe des Kaisers, wo er im Verein mit Mephisto allerhand Blendwerk und Künste treibt, sich und Andere zu unterhalten. Doch nichts kann ihm genügen, unaufhaltsam sinnt und begehrt er nach neuem Vergnügen, die seltsamen und wunderlichen Phantome der classischen Walpurgisnacht ziehen vorüber, und als Sinnbild seiner Unersättlichkeit, seiner alle Grenzen des Natürlichen weit überschreitenden Sinnlichkeit, verliebt er sich in die Gestalt Helenas, die er schliesslich aus der Unterwelt heraufbeschwört, sich mit ihr zu vermählen. Von zahlreichem Gefolge umgeben, nimmt er, hingerissen von Helenas blendender Schönheit, im Burghofe unter prächtigem Thronhimmel neben ihr Platz und plötzlich beseelt von den Idealen der unsterblichen Griechen, sich im Geiste zurückversetzend in die Zeiten des goldenen Alterthums, wendet er sich in seligster Extase folgendermassen zu Helena:

— — — — —

Die Quelle springt, vereinigt stürzen Bäche.
Und schon sind Schluchten, Hänge, Matten grün;
Auf hundert Hügeln unterbrochner Fläche
Siehst Wollenheerden ausgebreitet ziehn.
Vertheilt, vorsichtig abgemessen schreitet
Gehörntes Rind hinan zum jähen Rand,
Doch Obdach ist den sämmtlichen bereitet,
Zu hundert Höhlen wölbt sich Felsenwand.
Pan schützt sie dort, und Lebensnymphen wohnen
In buschiger Klüfte feucht erfrischtem Raum,
Und sehnsuchtsvoll nach höhern Regionen,
Erhebt sich zweighaft Baum gedrängt an Baum,
Alt-Wälder sind's! Die Eiche starret mächtig,

Und eigensinnig zackt sich Ast an Ast;
Der Ahorn mild, von süssem Safte trächtig,
Steigt rein empor und spielt mit seiner Last.
Und mütterlich im stillen Schattenkreise
Quillt laue Milch, bereit für Kind und Lamm;
Obst ist nicht weit, der Ebnen reife Speise,
Und Honig trieft vom ausgehöhlten Stamm.
Hier ist das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich,
Sie sind zufrieden und gesund.
Und so entwickelt sich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir staunen drob; noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menschen sind?
So war Apoll den Hirten zugestaltet,
Dass ihm der schönsten einer glich;
Denn wo Natur im reinen Kreise waltet,
Ergreifen alle Welten sich.
So ist es mir, so ist es dir gelungen;
Vergangenheit sei hinter uns gethan!
O, fühle dich vom höchsten Gott entsprungen!
Der ersten Welt gehörst du einzig an.
Nicht feste Burg soll dich umschreiben!
Noch zirkt in ew'ger Jugendkraft,
Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
Arkadien in Sparta's Nachbarschaft.
Gelockt auf sel'gem Grund zu wohnen,
Du flüchtetest in's heiterste Geschick!
Zur Laube wandeln sich die Thronen,
Arkadisch frei sei unser Glück! —

Auch dieses Glück ist unbeständig, da es nur geträumt war und jeder natürlichen sicheren Grundlage entbehrte. Nachdem ihm Helena einen Sohn geboren, dem seine ungestüme Natur bald ein frühes Ende bereitet, verschwindet auch sie und kehrt zur Unterwelt zurück. Faust hält ver-

zweifelnd nur noch ihr Kleid in den Händen, das Gewand klassischer und vollendeter Schönheit, welches ihn fortan über alles Gemeine rasch emporträgt. — Nicht lange, so sehen wir ihn im Kriege gegen die Feinde des Kaisers, welche er wiederum mit Mephistos Kunst besiegt, wofür er vom Kaiser mit dem Meeresstrande des ganzen Reiches belehnt wird. Dieses dürre Land zu cultiviren und gegen die Eingriffe der Meeresfluth zu schützen, geht er eifrig an die Arbeit. Mephisto steht ihm wieder mit allerlei Gewaltthätigkeiten zur Seite, und bald sehen wir ihn als Besitzer blühender Strecken. Doch mittlerweile ist er alt geworden; in langherabwallenden weissen Haaren, als Greis tritt er uns entgegen. »Hast du die Sorge nie gekannt?« raunt es ihm jetzt in die Ohren.

Faust: Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, liess ich fahren,
Was mir entwischte, liess ich zieh'n.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst gross uud mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, lässt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang;
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick!

— — — — —

Dämonen, weiss ich, wird man schwerlich los,
Das geistig-strenge Band ist nicht zu trennen!
Doch deine Macht, o Sorge, schleichend gross,
Ich werde sie nicht anerkennen.

Sorge: Erfahre sie, wie ich geschwind
Mich mit Verwünschung von dir wende!
Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauste, werde du's am Ende!

Faust (erblindet): Die Nacht scheint tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort, es giebt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Lasst glücklich schauen, was ich kühn ersann!
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muss sogleich gerathen.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiss
Erfolgt der allerschönste Preis;
Dass sich das grösste Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.

Lemuren mit Hacken und Schaufeln eilen herbei, geführt von ihrem Aufseher Mephisto.

Faust (zu Mephisto): Wie es auch möglich sei,
Arbeiter schaffe Meng' auf Menge,
Ermuntre durch Genuss und Strenge,
Bezahle, locke, presse bei!
Mit jedem Tage will ich Nachricht haben,
Wie sich verlängt der unternomm'ne Graben.

Mephisto (halblaut): Man spricht, wie man mir Nachricht gab
Von keinem Graben, doch vom — Grab.

Faust: Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errung'ne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrung'ne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen.

Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draussen Fluth bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschiessen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschliessen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluss:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Getümmel möcht' ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Geniess' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Dies sind seine letzten Worte und wer hätte wohl je im Theater gesessen, ohne, alles Andere vergessend, im Tiefsten ergriffen zu sein von jenem Momente, in dem ein Menschenleben endet, das so ereignissvoll, so wahr und naturgetreu an uns vorüberzog. — »Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand. Die Uhr steht still.« — Wir sahen Faust in's Grab sinken und lassen, überwältigt von diesem grossartigen Eindruck, unwillkürlich sein Leben nochmals im Geiste an uns vorübergleiten; wir müssen uns gleichsam erst an den Gedanken gewöhnen, dass ein so farbenreiches Dasein jemals enden, diese heroische Gestalt in Staub zerfallen könne. Titanische Kräfte waren es, die Faust innewohnten, die ihn antrieben, das Wesen der Natur, des Weltalls und vor Allem die Räthsel seines eignen Daseins ergründen zu wollen, die ihn später, nach unendlichem Genuss begehrend, hinausdrängten auf die wilden stürmischen Wogen rollender

Begebenheiten und ihn noch im hohen Alter zur Habgier, zum Ringen nach Reichthum, Besitz und Herrschermacht verleiteten. Doch selbst Titanen empören sich nicht ungestraft; je ungebändigter ihr Streben, desto unergründlicher die chaotische Finsterniss, in die sie hinabgestossen werden, desto drückender empfinden sie die Schranken und Fesseln, welche sie an die Gesetze des Universums binden. Dies Alles musste Faust erst an sich erfahren, ehe er, bereits mit einem Fuss im Grabe stehend, einsah, dass der Mensch für den Menschen bestimmt, dass es thöricht und niemals fruchtbringend sei, andern Zielen nachzustreben, als für das wahrhaft materielle und vollkommene Wohl der Mitwelt zu leben und sich somit durch die Fortwirkung segenbringender Thaten bei der Nachwelt unsterblich zu machen. Das enge Leben, das ihm früher gar nicht anstand, begeistert ihn jezt, und das Geklirr des Spaten, den er in der Hexenküche einst vornehm verschmähte, ist ihm liebliche Musik. Einen Sumpf, welcher die Luft verpestet und alle bisherigen Erfolge zu vernichten droht, durch Canalisirung trocken zu legen, ist sein letzter sehnlichster Wunsch, und im Geiste schon das für menschliches Streben nicht unbezwingliche Werk gelungen sehend, weidet er sich an dem paradiesischen Bilde, welches ihm vorschwebt. Mit dem süssen Bewusstsein, dass jenes Volk, welches thätig-frei einst diese Gefilde bewohnt, sein Andenken segnen wird, geniesst er noch im Sterben den höchsten Augenblick seines Lebens, und schildert uns Göthe nur noch, wie herrlich Fausts Ahnungen schliesslich in Erfüllung gehen. — Von Herrschsucht und Habgier getrieben, hat sich Faust auch in der letzten Zeit seines Lebens noch manches Unrecht und manche Härte zu Schulden kommen lassen, so dass es nach seinem Tode an Schmähungen, üblen Nachreden im Munde der Zürnenden und Gehässigen nicht

fehlt, ja, in erdrückender Menge werden dieselben über seinem Grabe laut. Doch sanft und lieblich, dann immer lauter und mächtiger hervordringend, Fausts unsterbliche Thaten preisend, ersticken friedlichgesinnte, milde Seelen das Geschrei der voreilig richtenden Unduldsamkeit; die letzten Schatten weichen von seinem Andenken und erhalten uns sein Bild ungetrübt, von harmonischem Lichte umstrahlt.

»Wer immer strebend sich 'bemüht,
Den können wir erlösen.«

Faust irrte, weil er strebte; kein Mensch ist naturgemäss berechtigt, den andern zu verdammen und wäre er selbst der Beste, denn nur Irrthum führt ihn zur Erkenntniss, sei es nun der eigene oder nur der Irrthum des Mitmenschen. — Letzteres hat Göthe, den religiösen Begriffen seiner Zeit gerecht zu werden, im Kampf der himmlischen Heerschaaren mit Mephisto und seinen dunklen Kreaturen, sowie in Fausts himmlischer Verklärung veranschaulicht.

Doch kehren wir zum Kern meines Themas zurück! — Es handelte sich darum, den Begriff »Genuss« zu definiren, zu beweisen, worin der wahrhafte, möglichst dauernd befriedigende Genuss besteht, aus welchen Quellen er entspringt. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, letzteres in wenigen Worten oder Sätzen auszusprechen. Doch grau ist alle Theorie; davon bin ich nur zu fest überzeugt und so habe ich mich bemüht, eine mehr praktische und augenscheinliche Beweisführung einzuschlagen, indem ich die beliebte Figur des Faust vorüberziehen liess, in welcher man ja allgemein eine Allegorie des Menschenlebens erblickt. — »Die vegetarische Weltanschauung in Göthes Faust« lautet mein Thema im Allgemeinen, und darf ich wohl behaupten, dass es weder erläuternder Zusätze noch schwieriger und verwickelter Combinationen bedarf, demselben gerecht zu werden. Das ganze

Gedicht ist eine Entwickelungsgeschichte der vegetarischen, d. h. der gesunden, natürlichen Weltanschauung, welche jedes Extrem ausschliesst. Denn leider ist die Menschheit meistens aus einem Extrem in das andere verfallen. Weil jene Bedürfnisse, die das Natürliche mehr oder weniger übersteigen, schwer oder gar nicht zu befriedigen waren, wurde die Erde als Jammerthal proclamirt. Man fand sich wohl auch endlich in das vermeintlich Unabänderliche; aber der Mensch fühlt instinktiv, dass er zu etwas Besserem bestimmt sei, dass seiner irgendwo Genuss, Friede und Freude wartet, und darf man sich nicht wundern, wenn er von einem jenseitigen Leben das hofft, was ihm hier versagt ist, oder was er sich vielmehr in seiner Blindheit unzählige Generationen hindurch selbst verscherzt hat. — —

Der Mensch ist wie jedes Wesen einzig nur da, um sein Leben im vollsten Umfange zu geniessen, zu nichts anderem. Worin er diesen Genuss nie finden wird, wir wissen es und können es nicht mehr bezweifeln, nachdem wir den Faust gelesen, nachdem wir das Leben Einzelner, wie ganzer Völker eingehend studirt haben. Dass es ein Paradies für die Menschheit giebt und wie sie zu demselben gelangen kann, sagt jedem vorurtheilsfreien Denker die Natur selbst. Was Faust, der auf so vielfache Weise versucht hat, zu innerem Frieden und wahrem Glücke zu gelangen, noch sterbend ersehnt, es stimmt wunderbar mit Dem überein, was sich die vegetarische Weltanschauung zum Ziel gesetzt hat und in nicht allzuferner Zeit verwirklichen wird. — Thätig-frei auf freiem Grund mit freiem Volke zu stehen, es ist auch unser Ideal. — Schon vielfach habe ich hören müssen, Göthe habe Alles, was im Faust an unsere Anschauungen scheinbar anklänge, ganz anders gemeint, denn er habe keine Idee von vegetarischer Weltanschauung und Lebensweise gehabt. Nun,

ich habe mich nicht nur eingehend in einzelne seiner Werke vertieft, sondern mich auch genügend über sein Leben unterrichtet, und ist es mir unzählige Mal aufgefallen, in wie hohem Grade Göthe die Natur verehrte und vergötterte, wie wohlthuend es ihm war, sich in ihr Wesen versenken zu können. Mehr als einmal, nicht nur in Poesie und Prosa, sondern gelegentlich auch im täglichen Leben hat er Das gefeiert und ausgesprochen, was wir heute unter Vegetarismus verstehen. Man darf dies übrigens gar nicht so wunderbar finden; überlege man sich nur, worin das Wesen der vegetarischen Idee besteht. Ist sie doch bemüht, das Menschenleben harmonisch zu gestalten, die Traumgebilde der Poesie zu verkörpern; denn der Vegetarismus ist ein poetisches Princip im vollsten Sinne des Wortes, und jede wahre und echte Poesie, wie überhaupt jede edle Kunst wird dem Vegetarismus, der als Naturgesetz schon an und für sich früher oder später siegen muss, unbewusst in die Hände arbeiten.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Grossen,
Vorausgeoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hiess uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt.
Eh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand.
Gefloh'n auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie als Schönheit vor uns da,

Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, dass Kinder sie versteh'n;
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen geh'n.

So lehrt Schiller, der ideale Lieblingsdichter der Deutschen, und tritt somit unserem erhabenen grossen Denker, der, den Blick nach Osten gerichtet, auf der Schwelle zweier Jahrhunderte thront, würdig zur Seite, und in der That war auch Schiller im höchsten Grade von vegetarischem Geiste durchdrungen; ich erinnere nur an seinen Alpenjäger und das eleusische Fest. Selbst neuere, des praktischen Vegetarismus sich bewusste Dichter haben ihre Idee nicht in so klarer, vollendet schöner Form ausgesprochen, und so kann ich wohl kühn behaupten, dass Schiller und Göthe, wäre ihnen der Vegetarismus als ausführbares Princip entgegengetreten, sie denselben im vollsten Umfange anerkannt und im ungünstigsten Falle höchstens mit Faust gesagt hätten: »Ich bin es nicht gewöhnt!« — Werfen wir noch einen Blick auf die übrigen Künste. Warum eilen Maler und Bildhauer, den Dichtern gleich, in vergangene Zeiten, am liebsten in's graueste Alterthum zurück, wenn sie ihrem Schönheitssinn genügend etwas gestalten wollen? Weil die herrschenden Gewohnheiten, Sitten, Gebräuche und Zustände nichts weniger als schön sind. Das goldene Zeitalter oder das Paradies wird nicht nur Künstlern, sondern der Menschheit überhaupt ewig ein Gegenstand der Bewunderung und Sehnsucht sein, so lange sie sich in ihrem Wesen immer mehr von ihm entfernt. Ein Vorbild und Ideal aber wird es Allen sein, welche als Vegetarier bestrebt sind, Sinnenglück und Seelenfrieden in sich zu vereinen, oder im Sinne Baltzers gesprochen, ein neues Griechenland herbeisehnen ohne die Mängel des alten. Leider ist die Kunst unserer Zeit zum

grossen Theile oft eine genaue Wiedergabe derselben; indess nenne ich dies, falschen Götzen dienen und den Pegasus in's Joch zwängen. Eine mehr oder minder grosse Ausnahme von diesem Uebel macht wohl nur eine einzige Kunst, die schon ihrer ganzen Natur nach nicht für diesen Fehler inklinirt; ich meine die Alles überwältigende, ewig harmonische Musik, welche nach dem Ausspruche eines unserer Philosophen das Streben ist, zu Gott, also zur Natur zurückzukehren. Und in der That ist die Musik das herrlichste Sinnbild des Universums:

„Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt,
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen,
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen,"

so auch die Töne in der Musik; und da ist es wiederum Schiller, welcher die Macht und das Wesen der Musik in folgenden Worten am klarsten und deutlichsten schildert:

„Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz
Ein Kind mit heissen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinstem Glück
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen,
Von kalten Regeln zu erwarmen!"

Der Begriff Kunst ist gleichbedeutend mit Religion, denn die wahre Kunst ist nur eine Verherrlichung der Gottnatur;

sie hat der Menschheit, die sich vom Paradies entfernte, stets als Ideal vorgeschwebt und wird dieses Ideal die verirrten Völker auch dereinst der Wahrheit wieder zuführen.

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben,
Bewahret sie, sie sinkt mit Euch,
Mit Euch wird sie sich heben!“

ruft Schiller den Künstlern zu, und prophetischen Geistes in die Zukunft blickend, fährt er fort:

Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane —
Still lenke sie zum Oceane
Der grossen Harmonie;
Von ihrer Zeit verstossen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
In ihres Glanzes höchste Fülle
Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.
Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt Euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne,
Um andre Kronen buhlet nicht.
Ist Euch Urania entschwunden
Sollt Ihr Euch Aphroditen weih'n;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muss trefflich und vollkommen sein.
Erhebet Euch auf kühnem Flügel
Hoch über Euren Zeitenlauf,
Fern dämmre schon in Eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend Euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit.

Wie sich in sieben milde Strahlen
Der weisse Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weisse Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fliesst in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück!



